

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
Politische Milieus	17
<i>Kirsten Heinsohn</i> : Rechtfertigungen für gestern und heute. Bekennnisschriften konservativer Politiker nach 1945	19
<i>Angelika Schaser</i> : Erinnerungskartell. Der Nationalsozialismus im Rückblick der deutschen Liberalen	49
<i>Heide-Marie Lauterer</i> : Einseitige Erinnerung. Sozialdemokratische Politikerinnen im Dritten Reich und in der Emigration	81
Berufliche Milieus	115
<i>Christiane Eifert</i> : Unternehmerinnen im Nationalsozialismus. Paula Busch und Käthe Kruse blicken zurück	117
<i>Sabine Schleiermacher</i> : „Humanistisch, dem Menschen dienend, ist deshalb das Ethos des Arztberufes“. Die Beschreibung des Nationalsozialismus in ärztlichen Autobiographien in der DDR	141
Der „andere Rückblick“ aus der Emigration	167
<i>Christine von Oertzen</i> : Rückblick aus der Emigration: Die Akademikerinnen Erna Barschak (1888-1958), Susanne Engelmann (1885-1963?) und Lucie Adelsberger (1895-1971).	169
Autorinnenverzeichnis	197

„Die Vergangenheit, von der wir uns zeitlich immer weiter entfernen, geht nicht vollends in die Obhut professioneller Historiker über, sie drückt in Gestalt von rivalisierenden Ansprüchen und Verpflichtungen auch weiterhin auf die Gegenwart.“¹

Einleitung

Erinnerungen stehen in der Geschichtswissenschaft momentan hoch im Kurs. Die Geschichte der Erinnerungskulturen gilt inzwischen als ein anerkanntes Feld der Geschichtsschreibung. Im Gefolge der von Pierre Nora initiierten *Lieux de mémoire*-Forschung werden Erinnerungen und Traditionsbildung auf nationaler, regionaler, städtischer und ständischer bzw. schichtenspezifischer Ebene untersucht. Dabei sind es vor allem die kollektiven Erinnerungen, für die sich Historikerinnen und Historiker interessieren. Bei der nach 1989 in Deutschland intensivierten Suche nach einer kollektiven, nationalen Identität werden diese Erinnerungen in verschiedenen Gruppierungen, Hierarchisierungen und Lesarten dem Publikum je nach Temperament und politischer Sozialisation der Verfasser als vielversprechendes Identifikationsangebot oder als abschreckendes Beispiel präsentiert.² Inzwischen tritt man im Zuge der Globalisierung bereits an das Untersuchungsfeld „europäische Erinnerungskulturen“ und „europäische und außereuropäische Erinnerungskulturen im Vergleich“³ heran. Die Gegenüberstellung der deutschen „Erinnerungskultur“ mit der italienischen und der japanischen macht hierbei einige Übereinstimmun-

1 *Aleida Aßmann*, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, S. 15.

2 Vgl. dazu das „Logbuch“ Lutz Niethammers auf seiner „Reise auf der Geisterbahn“ hin zum „Plastikwort“ „kollektive Identität“. *Lutz Niethammer: Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*, Reinbek 2000, S. 635 sowie die Einleitung zu: *Deutsche Erinnerungsorte*, hg. v. *Étienne François/Hagen Schulze*, Bd. 1, München 2001, S. 9-24.

3 *Erinnerungskulturen im Dialog. Europäische Perspektiven auf die NS-Vergangenheit*, hg. v. *Claudia Lenz/Jens Schmidt/Oliver von Wrochem*, Münster 2002 und *Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945*, hg. v. *Christoph Cornelißen/Lutz Klinkhammer/Wolfgang Schwentker*, Frankfurt am Main 2003.

gen, aber auch bemerkenswerte Unterschiede deutlich. Die Zäsur 1989 – der Fall der Mauer, das Ende des Kalten Krieges und der Tod Hirohitos – hat in allen drei Ländern neue Perspektiven für den Blick auf die Zeit des Zweiten Weltkrieges eröffnet. Während sich in Italien und Deutschland jedoch vor allem Fachleute mit dem Thema beschäftigen, nehmen in Japan aufgrund der „Jibunshi“-Bewegung die Kriegserinnerungen von „Hobbyautoren und Amateuren“ einen sehr großen Stellenwert in der Debatte um die „Vergangenheitsbewältigung“ ein.⁴

Der vorliegende Band dagegen lädt ein, noch einmal zu den Wurzeln des nationalen Gedächtnisses zurückzukehren, zu den Erzählungen, auf die sich die deutsche Erinnerungskultur stützt. Ohne hier näher auf die Metamorphosen individueller Erinnerungen zu einer kollektiven bzw. regionalen oder nationalen „Erinnerungskultur“ eingehen zu können, regen die neuesten Ergebnisse der Forschung zu diesen Themen an, die Grundlagen der deutschen „Erinnerungskultur“ erneut in Augenschein zu nehmen. Denn so, wie die „Jibunshi“-Bewegung in Japan für die Etablierung einer Erinnerungskultur eine wichtige Rolle spielt, so stellen in Europa autobiographische Texte einen wichtigen Baustein für die Erinnerungskultur dar. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatten autobiographische Publikationsformen „Hochkonjunktur“.⁵ Bis 1960 sind nach der Schätzung von Hans-Edwin Friedrich allein mehr als „vierhundert umfangreichere Autobiographien, Memoiren und Lebenserinnerungen auf dem [deutschen] Buchmarkt erschienen.“⁶ Die Zahl autobiographischer Texte dürfte jedoch um ein Vielfaches höher sein, erweist sich doch schon bei Monographien eine präzise empirische Erfassung als schwierig. Die Einbeziehung anderer Formen des autobiographischen Schreibens wie Briefe, Tagebücher, Reise- und Erlebnisberichte sowie die große Zahl von in Zeitschriften und Aufsätzen publizierten Erinnerungen und Autobiographien lässt den Quellenkorpus noch einmal beachtlich anwachsen.⁷

4 Petra Buchholz, Krieg und Kriegsverbrechen in japanischen „Eigengeschichten“, in: Erinnerungskulturen, S. 299-314, hier S. 312.

5 Hans-Edwin Friedrich, *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945-1960)*, Tübingen 2000, S. 1.

6 Ebd., S. 13.

7 Noch weniger erforscht sind die unpublizierten autobiographischen Texte. Welche Schätze auf diesem Gebiet noch auf Entde-

Autobiographien sind kein Phänomen der Neuzeit und typisch für diese Textgattung ist auch, dass sie oft in Krisensituationen, an Wendepunkten des Lebens verfasst werden. Neu an der Situation nach 1945 war jedoch, dass Deutsche nach dem Ende des Nazi-Regimes unter dem Druck der Entnazifizierungsverfahren das bislang Selbstverständlichste rechtfertigen mussten: das Verbleiben in Deutschland. Kriegserlebnisse, Niederlage, die militärische Besatzung und die Frage nach der Neugestaltung Deutschlands und des eigenen Lebens ließen deshalb viele Deutsche autobiographische Texte verfassen. Autobiographien gelten nach einem neuen Urteil des Münchner Landgerichts als Sachbücher, nicht als Belletristik. Denn Autobiographien können nach Meinung des Gerichts für sich in Anspruch nehmen, „tatsächlich Geschehenes wiederzugeben“.⁸ Diese Auffassung dürfte auch unter Historikern noch weit verbreitet sein, die autobiographische Texte gerne „als Faktensteinbruch“ benutzen.⁹

Literaturwissenschaftler in Deutschland beschäftigen sich erst seit den 1960er Jahren systematisch mit autobiographischen Texten der Nachkriegszeit, da diese bis dahin als „ästhetisch minderwertige Texte“ eingestuft wurden und deshalb auf geringes Interesse stießen.¹⁰ Zudem beschränkte man sich in der Literaturwissenschaft, so die Kritik von Helmut Peitsch, lange auf die scheinbar klar abgrenzbare Gattung der Autobiographie, die in der „traditionellen Germanistik ... ausschließlich in Beziehung zum Bildungsroman untersucht“ wurde.¹¹ Inzwischen nähert man sich jedoch wieder einer offeneren Begriffsbestimmung und wählt die „Kategorien ... von Inhalt und Kontext her“.¹²

ckung warten, zeigt ein Blick auf die (noch unvollständige) zentrale Erfassung unveröffentlichter Autobiographien und Nachlässe in Deutschland: kalliope.staatsbibliothek-berlin.de.

8 Az. 7 O 8786/99. Vgl. *Thomas Steinfeld*, Auch Klio richtet, in: SZ vom 20. August 2003, S. 7.

9 Vgl. dazu die Kritik Dagmar Günthers an der Auswertung von Autobiographien durch die sog. „Bürgertumsforschung“: *Dagmar Günther*, „And now for something completely different“. Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft, in: HZ 272 (2001), S. 25-61.

10 *Friedrich*, *Deformierte Lebensbilder*, S. 16.

11 *Helmut Peitsch*, „Deutschlands Gedächtnis an seine dunkelste Zeit“. Zur Funktion der Autobiographik in den Westzonen Deutschlands und den Westsektoren von Berlin 1945 bis 1949, Berlin 1990, S. 20.

12 *Friedrich*, *Deformierte Lebensbilder*, S. 17.

Gemeinsam machen Literaturwissenschaft, aber auch die Geschichtswissenschaft immer deutlicher, dass nicht nur die an Goethes „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“ orientierten „klassischen“ Autobiographien, sondern auch autobiographische Texte im weitesten Sinne die Vergangenheit konstruieren.¹³ Autobiographische Entwürfe sind immer konstruiert, da sie Vergangenes mit der Gegenwart verbinden und ein Individuum, eine Person in Selbstreflexion entwerfen. So sagen die Texte über die Schreibsituation, Gegenwart und Zukunftsentwürfe der Autorinnen und Autoren mindestens ebenso viel wie über die beschriebene Vergangenheit aus. „Erinnerung ist demnach nicht Reproduktion von Gewesenem, sondern vor allem Stiftung einer Kontinuität zur Gegenwart hin.“¹⁴

Trotz dieser Erkenntnisse nutzen viele Historikerinnen und Historiker autobiographische Texte ganz im Sinne des Münchner Urteils immer noch als Fundgrube für Fakten. Der Autor oder die Autorin wird gerne mit dem Ich Erzähler gleich gesetzt und je bekannter und seriöser Verfasser von Autobiographien wirken, desto weniger wurde und wird an dem Wahrheitsgehalt der Angaben gezweifelt. Ambitionen, die mit Autobiographien und Lebenserinnerungen verbunden sind, spezifische Schreibsituationen, der Zeitpunkt und der Anlass für das Abfassen und die Publikation dieser Texte, mögliche Adressaten sowie die Form der Darstellung interessieren Historiker in der Regel dabei nur am Rande. Damit schöpfen sie den Informationsgehalt dieser Quellen jedoch nur unzureichend aus. Denn autobiographische Texte bergen nicht nur die Schilderungen historischer Ereignisse, interpretationsbedürftige Auslassungen, eindeutige Falschmeldungen, Informationen über die Autorinnen und Autoren und deren Lebenseinstellungen, sondern auch interessante Hinweise auf die Verbindungen zwischen persönlicher Erinnerung, Geschichtsschreibung und nationalem Gedächtnis. In autobiographischen Texten werden in der Regel Verbindungen zwischen der privaten Lebensgeschichte und öffentlichen Ereignissen und Entwicklungen hergestellt. Wie, wann, warum und in welcher Form auf den geschichtlichen Bezug hingewiesen wird, kann sich im Laufe eines Lebens ändern und

13 „Autobiographie ist ein Artefakt“, so Friedrich kurz und bündig (Friedrich, *Deformierte Lebensbilder*, S. 29).

14 Ebd., S. 28.

diese Veränderungen geben wiederum Auskunft über die Biographiekonstruktion des Autors. Bestimmten Ereignissen oder Phasen in einem Leben können zentrale Bedeutung zugewiesen werden, indem sie als Wendepunkte, einschneidende Zäsuren geschildert und/oder öfter wiederholt werden.

„Individuelle Erinnerungsformen ... [sind] wegen ihres privaten Charakters als Einzelerscheinung für den Historiker meist von geringerem Interesse“,¹⁵ wurde jüngst noch einmal festgehalten. Die Autorinnen dieses Bandes sind hier anderer Meinung. Denn diese „individuellen Erinnerungsformen“ können sich durch wechselseitige Bezüge und Affirmationen zu wirkungsmächtigen Erinnerungskartellen verdichten. Auf diese Schnittstelle zwischen individueller und kollektiver Erinnerung will das vorliegende Buch aufmerksam machen, um mit dem Blick auf die „schwache Erinnerung“¹⁶ die weitgehend unhinterfragt akzeptierte „mainstream-Erinnerung“ zur Diskussion zu stellen. Bevor „die (deutsche) nationale Erinnerungskultur“ definiert wird, sollte noch einmal untersucht werden, was in diese Erinnerung ein-, und was ausgeschlossen bleibt. Das Selektive und die Konstruiertheit jeglicher kollektiver Erinnerung wird bereits deutlich, wenn man den Quellenkorpus, auf dem die Arbeiten zum nationalen Gedächtnis, zur nationalen Identität und zur kollektiven Erinnerungskultur basieren, auch nur oberflächlich analysiert.¹⁷

15 Ute Schneider, *Geschichte der Erinnerungskulturen*, in: *Geschichtswissenschaften. Eine Einführung*, hg. v. Christoph Cornelißen, Frankfurt am Main 2000, S. 263.

16 Lutz Niethammer unterscheidet „zwei ... Bedeutungen von Gedächtnis“: eine gesellschaftlich akzeptierte, „machtgestützte“ und „eine, die in der entgegengesetzten Richtung erinnert, was aus dem Bewußtsein und den etablierten Traditionen verbannt worden ist“. Diese zweite Bedeutung nennt er „schwache Erinnerung“. (Lutz Niethammer, *Gedächtnis und Geschichte. Erinnernde Historie und die Macht des kollektiven Gedächtnisses*, in: *Werkstatt Geschichte* 30 (2001), S. 32-37, hier S. 36).

17 „Die gegenwärtige Erweiterung der historischen Forschung um die Entzifferung von Mikrokulturen bis in die Schichten der individuellen Erinnerung hinein soll die Magie überwältigender Konstruktionen nicht nur der alten Tradition, sondern auch der modernen Geschichte herausfordern und irritieren, zumindest aber auf den Status von Entwürfen herunterholen, die verfügbares Wissen organisieren und synthetisieren und also kritisierbar und revidierbar sind“. (Niethammer, *Gedächtnis und Geschichte*, S. 36).

Basierend auf den Ergebnissen eines Workshops, der im November 2000 unter dem Titel „Erinnerungen an die nationalsozialistische Vergangenheit. Zur Konstruktion von (Auto-)Biographien nach 1945“ an der Freien Universität stattfand, wird in diesem Band der Frage nachgegangen, wie die Erfahrungen im und die Erinnerungen an den Nationalsozialismus von den Deutschen in die Konstruktion ihrer eigenen Biographie und in das kollektive Gedächtnis Eingang fanden, oder anders formuliert: wie von einzelnen Personen und Gruppen Erinnerung organisiert wurde und wird. Dabei soll es auch – aber nicht nur – darum gehen, Gruppen und Personen, die aus dem nationalen Gedächtnis gestrichen wurden, noch einmal in Erinnerung zu rufen.¹⁸ Angeregt von den Ergebnissen der neueren historischen Forschung zu Erinnerungen an den Nationalsozialismus und der interdisziplinären Gedächtnisforschung¹⁹ soll dabei im Vordergrund stehen, wie sich der Blick auf den Nationalsozialismus an verschiedenen Stationen des eigenen Werdegangs änderte bzw. festigte und welche Bedeutung die Jahre 1933 bis 1945 für die einzelnen Protagonisten hatten. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf den Umgang der Geschichtsschreibung mit autobiographischen Zeugnissen gelegt. Erinnern und Vergessen stehen bekanntlich in einem engen Zusammenhang, der nicht nur für das Individuum, sondern auch für kollektive und nationale Erinnerungskulturen konstituierend ist. Ein immer wiederkehrendes Thema in allen Texten ist das Vergessen, das Verdrängen, das Nichterwähnen. In einigen Aufsätzen ist dieses Vergessen geschlechterkonnotiert, in anderen betrifft es die Erinnerungen von Emigrantinnen, die Ausgrenzung und Verfolgung der „Nichtarier“, den Krieg und den Holocaust. In allen Beiträgen wird danach gefragt, ob und wie Autorinnen und Autoren in ihren Texten auf autobiographische Veröffentlichungen anderer Zeitgenossen Bezug genommen haben und wie kritisch bzw. unkritisch diese autobiographischen Angaben in

18 *Maurice Halbwachs*, Das kollektive Gedächtnis. Mit einem Geleitwort zur deutschen Ausgabe von Heinz Maus, Frankfurt am Main 1985, S. 71.

19 Vgl. *Norbert Frei*, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996; *Jeffrey Herf*, *Divided Memory. The Nazi Past in the Two Germanies*, Cambridge – Mass. 1997; *Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung*, hg. v. *Siegfried J. Schmidt*, Frankfurt am Main 1991; *Assmann*, *Erinnerungsräume*.

historische Darstellungen übernommen oder aber von der Geschichtswissenschaft ignoriert worden sind.

Ganz allgemein lässt sich dazu feststellen, dass die deutsche Geschichtsschreibung in der Nachkriegszeit autobiographischem Schrifttum als Quelle aufgrund methodischer Überlegungen einerseits zwar sehr kritisch gegenüberstand („subjektive Quellen“), andererseits diese Bedenken jedoch schnell über Bord warf, sobald die Verfasser der Memoiren, Erinnerungen oder Autobiographien bedeutende gesellschaftliche Positionen inne hatten. Erstaunlich ist dabei, wie weitgehend unkritisch und autoritätsgläubig die Darstellungen führender Politiker und Militärs zum Teil rezipiert wurden.

Den hier vorgestellten Erinnerungen an den Nationalsozialismus ist gemeinsam, dass alle Autorinnen und Autoren einen bildungsbürgerlichen Anspruch in ihren Texten erkennen lassen, indem sie bildungsbürgerliche Werte thematisieren und sie zu ihren Grundüberzeugungen zählen. Die humanistische bildungsbürgerliche Welt wird zur Gegenwelt und zum Refugium in der Zeit des Nationalsozialismus stilisiert. Die implizite oder explizite Orientierung an Goethes „Meistererzählung“ zeigt sich daran, dass die Autobiographen und Autobiographinnen dem Leben Sinnhaftigkeit und Ganzheit unterstellen und sich um textuelle Kohärenz bemühen. In (fast) allen Fällen wird die Absicht der Autorinnen und Autoren deutlich, ihre Rolle im Nationalsozialismus im Rahmen ihrer Biographie zu erläutern und zu rechtfertigen.

In den Beiträgen stehen Gemeinsamkeiten und Differenzen in der Behandlung bzw. Nichtbehandlung bestimmter Themen, identitätsstiftende Elemente der „Vergangenheitsbewältigung“, Legendenbildungen, Abgrenzungen sowie Referenzen zur Diskussion, die in den (auto-)biographischen Texten hergestellt wurden. Da Bezüge zwischen autobiographischer Literatur und geschichtswissenschaftlichen Texten besonders im Bereich von Politik und Wissenschaftsgeschichte auffielen, stehen in den Aufsätzen Politikerinnen und Politiker bzw. aktive Parteimitglieder, einzelne Berufsgruppen (Akademikerinnen, Unternehmerinnen, Mediziner und Medizinerinnen) im Vordergrund, die als Gruppe bzw. Einzelpersonen untersucht werden.

In den ersten drei Aufsätzen von Kirsten Heinsohn, Heide-Marie Lauterer und der Herausgeberin wird der Erinnerung an den Nationalsozialismus in politischen

Milieus nachgegangen. Sowohl bei den Konservativen, als auch bei den Liberalen und den Sozialdemokraten wurden mit Hilfe autobiographischer Texte die politischen Gruppierungen bzw. Parteien in der Nachkriegszeit neu formiert. Einige der Texte beanspruchten nicht nur wie üblich Authentizität und rechtfertigten die für das Umbruchsjahr 1933 zum Teil noch als öffentliches, dann in den meisten Fällen als rein privates Leben geschilderte Erfahrungen und Erlebnisse während der nationalsozialistischen Zeit, sondern meldeten auch unmissverständlich Führungsansprüche für die Nachkriegszeit an. Die beiden konservativen Politiker Hans Schlange-Schöningh und Otto Schmidt-Hannover beschrieben die Zeit des Nationalsozialismus ebenso wie die Sozialdemokraten Wilhelm Keil, Wilhelm Hoegner und Friedrich Stampfer sowie die Liberalen um Theodor Heuss als eine scharfe Zäsur, die jedoch an ihren konservativen, sozialdemokratischen bzw. liberalen Überzeugungen nichts hätte ändern können. Die autobiographischen Berichte betonen den Wechsel von der politischen Bühne in das Privatleben und lassen ihre Protagonisten 1945 in ihren politischen Grundhaltungen scheinbar unverändert wieder an die Zeit der Weimarer Republik anknüpfen. Die publizierten Erinnerungen der Gruppe der Berufspolitikerinnen, die sich in der Zeit der Weimarer Republik in ersten Ansätzen formieren konnte, wurden in die Erzählungen über das „andere Deutschland“, dem sich diese konservativen, liberalen und sozialdemokratischen Autoren zugehörig fühlten, nicht integriert. Die hier untersuchten Autobiographien, die dazu beitragen, die Grundlagen für die Geschichte der bundesdeutschen Nachkriegsparteien SPD, CDU und FDP zu liefern, blendeten weibliche Traditionslinien weitgehend aus, so als sei das Experiment „Berufspolitikerin“ mit dem Verbot der Parteien im Nationalsozialismus unweigerlich beendet worden.

Der Themenkreis berufliche Milieus wird durch die Beiträge über zwei Unternehmerinnen und die Ärzteschaft in der DDR von Christiane Eifert und Sabine Schleiermacher repräsentiert. Für die beiden Unternehmerinnen Käthe Kruse und Paula Busch bildete der Verlust des Unternehmens den Anlass für das Abfassen der Autobiographien. Die Geschichte ihres Unternehmens, ihrer Familie und ihres Lebens schien weitgehend eigenen Gesetzen zu folgen, die nur an wenigen Stellen Be-

rührungspunkte zur politischen Geschichte aufwiesen. Während die Unternehmerin Käthe Kruse sich ganz in die Betriebsgeschichte flüchtete und den Nationalsozialismus nur am Rande thematisierte, stilisierte sich Paula Busch aus unternehmensgeschichtlichen Gründen zum Opfer des Nationalsozialismus. Die große Distanz zum politischen Geschehen während der Jahre 1933 bis 1945 begründeten beide direkt oder indirekt mit ihrem vollen Einsatz für das Unternehmen und der vorweggenommenen Erwartungshaltung der Leserschaft, die von Frauen keine Auftritte im öffentlichen Raum verlangte. Die drei von Sabine Schleiermacher untersuchten DDR-Mediziner und -Medizinerinnen trennten unter den anders gelagerten Publikationsbedingungen in der DDR ihre Berufsbiographie ebenfalls klar von den politischen Geschehnissen. Obwohl Alfred Grotjahn, Elfriede Paul und Jenny Cohen sich als Gegner des Nationalsozialismus und als offene Anhänger des sozialistischen Staates präsentierten, machte ihre Kritik am Nationalsozialismus vor dem eigenen Fach bzw. der eigenen Tätigkeit Halt. Das Gesundheitssystem im Nationalsozialismus in den Bereichen, in denen die drei tätig waren, wurde so geschildert, als sei es von den nationalsozialistischen Rahmenbedingungen nicht betroffen gewesen.

Den größten Abstand zu den im Nachkriegsdeutschland entstehenden Erinnerungskulturen zeigen die autobiographischen Schriften von Emigrantinnen, die Christine von Oertzen unter dem Stichwort „Der andere Rückblick“ vorstellt. Das „andere Deutschland“ existierte hier nicht. Alle drei Autorinnen verfassten ihre Schriften außerhalb Deutschlands. Die Brüche in den Biographien waren zu unterschiedlich und zu hart, als dass hier ein gemeinsamer Bezugspunkt zur Vergangenheit oder zur Gegenwart hergestellt werden konnte. Im ersten Fall ging es vorrangig um die Mühen, sich in der Neuen Welt zurechtzufinden. Vor dieser Herausforderung verblassten ganz offensichtlich die Erfahrungen im Nationalsozialismus: Die Autobiographie von Erna Barschak präsentiert sich als eine vergleichende amerikanisch-europäische Kulturgeschichte. Den Erfahrungen im Nationalsozialismus wird hier ebenso wenig Platz eingeräumt wie dem „anderen Deutschland“. Für den Neubeginn in den USA war das eine so unnütz wie das andere überflüssig. Susanne Engelmann blieb mental und in ihrer beruflichen Sozialisation zwar auch nach der Emigration Deutsch-

land verbunden, aber sie bezog sich ausschließlich auf die demokratischen Werte und reformpädagogischen Ansätze in der Weimarer Republik. Lucie Adelsberger schließlich präsentierte ein Bild des Nationalsozialismus, das von den meisten Deutschen in der unmittelbaren Nachkriegszeit nur widerstrebend zur Kenntnis genommen wurde: die Hölle der Vernichtungslager.

Geschichtsschreibung wird nie ein vollständiges Bild der Vergangenheit liefern können. Sie sollte jedoch bestrebt sein, ein möglichst facettenreiches Bild zu präsentieren. Für die Zeit des Nationalsozialismus ist der Fundus an autobiographischen Überlieferungsresten noch lange nicht ausgeschöpft. Er sollte näher untersucht werden, um eine vorzeitige Festlegung auf einen Kanon „repräsentativer“ Texte zu verhindern. Mögen die hier präsentierten Beispiele dazu herausfordern, nach weiteren autobiographischen Zeugnissen vergessener oder verdrängter Gruppen zu suchen und die Autobiographien bekannter und einflussreicher Vertreter der Gesellschaft noch einmal neu zu lesen, um dabei stärker die Konstruktionselemente dieser Texte in den Blick zu nehmen. Mit einem solchen Ansatz können die Meistererzählungen zur Nationalgeschichte noch einmal zur Diskussion gestellt werden, bevor sie in den massiven Sockel einer nationalen Erinnerungskultur gegossen werden.

Ich danke Wolfgang Schmale für die Aufnahme dieses Buches in die Reihe „Herausforderungen“, den Autorinnen danke ich für ihre Anregungen und für ihre überstrapazierte Geduld mit der Herausgeberin. Der Druck des Bandes wurde durch einen Zuschuss der Freien Universität Berlin ermöglicht. Für die redaktionelle Überarbeitung habe ich Angelika Adam und Gabriele Boukrif zu danken.

Hamburg, im Oktober 2003

Kirsten Heinsohn

Rechtfertigungen für gestern und heute. Bekenntnisschriften konservativer Politiker nach 1945

Erinnerungen an die Zeit der nationalsozialistischen Diktatur in Deutschland sind wohl vor allem aus zwei Perspektiven des Erzählens möglich: Als eine Rechtfertigung (des Geschehens oder des eigenen Verhaltens) oder als eine Anklage (gegen andere oder sich selbst). Gerade die Erinnerungsliteratur über die NS-Zeit verhandelt ja nicht scheinbar unpolitisch das, was geschehen ist, sondern bietet einen je autoren-spezifischen Bedeutungs- und Sinnzusammenhang an, dem die Leserinnen und Leser folgen sollen, um das Handeln oder das Schicksal des Protagonisten zu verstehen. Dies gilt für die Memoiren der Opfer des Nationalsozialismus, in denen die Verfolgungsgeschichte im Vordergrund steht, ebenso wie für autobiographische Berichte, die von Tätern, Unterstützern oder Mitläufern geschrieben worden sind.¹ Als Quelle für die Geschichtsschreibung sind Autobiographien daher mit besonderer methodischer Vorsicht auszuwerten. Hier wird nicht zuerst präsentiert, wie es gewesen ist, sondern vielmehr welchen Sinn der Erzähler im Laufe seiner Lebenszeit den eigenen Erlebnissen gegeben hat und in welchen historisch-politischen Kontext er das eigene Leben stellt. Das schließt nicht aus, dass sich auch eine Reihe von historisch relevanten Fakten aus Autobiographien erschließen lassen, zumal wenn es sich

1 Für autobiographische Erzählungen von Verfolgten vgl. *Ulrike Jureit*, Authentische und konstruierte Erinnerung – Methodische Überlegungen zu biographischen Sinnkonstruktionen, in: Werkstatt Geschichte 18 (1997), S. 91-100. *Dies.*, Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager, Hamburg 1999. Aus der Perspektive der Rechtfertigung von Unterstützern und Mitläufern vgl. *Christiane Deußen*, Erinnerung als Rechtfertigung. Autobiographien nach 1945. Gottfried Benn – Hans Carossa – Arnolt Bronnen, Tübingen 1987. Allgemein zur Autobiographie vgl. *Dagmar Günther*, „And now for something completely different“. Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft, in: HZ Bd. 272 (2001), S. 25-61. *Pierre Bourdieu*, Die biographische Illusion, und *Lutz Niethammer*, Kommentar zu Pierre Boudieu, in: BIOS 3 (1990), S. 75-81, 91-93.

um Aufzeichnungen von Politikern oder Diplomaten handelt, deren Wirkungszeit erst kurz zurückliegt und die Akten der beteiligten Institutionen noch nicht offen gelegt sind.² Doch gilt auch hier die besondere Aufmerksamkeit den Umständen, unter denen die Autobiographien erstellt worden sind, um die Relevanz und Reichweite der Quelle kritisch würdigen zu können: Wann sind die Aufzeichnungen verfasst worden und wann gingen diese in den Druck? Welche Sinnbildungskriterien bietet der Autor an und wie begründet er diese? Werden Kontinuitäten über historische Brüche hinweg angeboten oder: wie werden Brüche in eine historisch konsistente Erzählung eingebaut?

Diese ersten allgemeinen Überlegungen zu den Aussagemöglichkeiten von autobiographischen Schriften bilden den Hintergrund für eine Auseinandersetzung mit zwei Büchern, die zwei konservative Politiker der Weimarer Republik aus der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) nach 1945 publiziert haben. Am Beispiel von Hans Schlange-Schöningen und Otto Schmidt-Hannover geht es um die Frage, wie konservative Politiker ihre Rolle in den Krisenjahren der Weimarer Republik darstellen, was und wie sie über die Zeit von 1933 bis 1945 berichten sowie welche historischen und aktuellen Kontexte aufgerufen werden, um das eigene Handeln zu rechtfertigen.³ Die Schreiber repräsentieren zwar unterschiedliche Fraktionen der antidemokratischen Rechten, sie lebten aber beide zwischen 1933 und 1945 relativ unbehelligt in Deutschland. Ihre Bücher erschienen 1946 und 1959. Dem Vergleich sind also durchaus Grenzen gesetzt. Was diese Schriften aber miteinander verbindet, ist der Versuch, den Konservatismus zu retten, ihn als nicht verantwortlich für die Machtübergabe an die Nationalsozialisten zu zeigen und damit auch das eigene Handeln in durchaus relevanter Position zu rechtfertigen. Die Mittel für diesen Rettungsversuch sind ähnlich angelegt und sie haben das

2 In diesem Sinne argumentierte beispielsweise *Walther Hubatsch*, *Deutsche Memoiren 1945-1953*. Eine kritische Übersicht, Schloss Laupheim Württemberg 1954.

3 Eine sehr gute zusammenfassende Diskussion der Beteiligung konservativer Politiker an der Machtübergabe an Hitler bietet *Ian Kershaw*, *Hitler 1889-1936*, München 1992, S. 471-527. Zur Debatte über den Quellenwert der Brüning-Memoiren in diesem Kontext vgl. die zusammenfassende Diskussion von *Andreas Rödder*, *Dichtung und Wahrheit*. Der Quellenwert von Heinrich Brüning's Memoiren und seine Kanzlerschaft, in: *HZ*, Bd. 265 (1997), S. 77-116.

gemeinsame Ziel, einen Wiederaufbau des diskreditierten Konservatismus nach 1945 in die Wege zu leiten. Erst vor diesem Hintergrund wird der Subtext der autobiographischen Schriften verständlich, so meine These. Es geht in den hier behandelten Büchern also vor allem um die Konstruktion eines ‚wahren‘ und damit historisch notwendigen Konservatismus, die sich daraus ergebende Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der abzuleitenden Kontinuität für die eigene politische Arbeit als Konservativer nach 1945.

Es fällt auf, dass die hier vorgestellten Bücher sowie noch eine Reihe weiterer Schriften konservativer Politiker in der Nachkriegszeit nicht dem klassischen Muster einer Autobiographie folgen. Kindheit, Jugend, Mann-Sein, Familie, Beruf und zeitgenössische Erfahrungen kommen bei beiden Autoren nur dann vor, wenn das zu Berichtende in einem Zusammenhang mit ihren politischen Ambitionen und Grundauffassungen steht. Es handelt sich also eher um politische Bekenntnisse als um Autobiographien. Andererseits enthalten beide Schriften doch genügend persönliche Lebenserfahrungen, um die Einordnung als Bücher mit autobiographischem Hintergrund zu rechtfertigen. Diese Schwierigkeit in der korrekten Genrebezeichnung ist aber alles andere als ein Zufall; Schlange und Schmidt stehen hier vielmehr als Exponenten für Politiker, die Autobiographien verfassen, in denen die gesellschaftliche Relevanz ihrer Person und ihres Handelns ausschließlich aus ihrer öffentlichen Funktion abgeleitet wird. Die Quantität des Privaten innerhalb der politischen Autobiographie hängt deshalb auch entscheidend davon ab, welchen Stellenwert der Autor dem Privaten für das Politische zubilligt und welchen literarischen Vorbildern er nacheifern möchte.

Letztlich versuchen die hier behandelten Männer – und noch eine Reihe weiterer Autobiographen – über das Schreiben von Geschichte(n), Deutungsmacht für und über ihr aktuelles politisches Umfeld zu gewinnen. Die Selbstzeugnisse sind somit Teil einer politischen Diskussion bzw. Selbstverständigung, wie es nach 1945 mit den Konservativen und ihrer Weltdeutung weitergehen soll.⁴

„Bewältigung der
Vergangenheitsbe-
wältigung“

4 Axel Schildt, *Konservatismus in Deutschland. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 1998, S. 211-253. Axel Schildt zeigt diesen Prozess auch am Beispiel konservativer Publizisten, vgl. *ders.*, *Deutschlands Platz in einem „christlichen Abendland“*. Konservative Publizisten aus dem Tat-Kreis in der Kriegs-

Angelika Schaser

Erinnerungskartell. Der Nationalsozialismus in den Darstellungen der Liberalen nach 1945

Im Februar 1946 rief Theodor Heuss die Deutschen öffentlich dazu auf, ihre Erinnerungen an den Nationalsozialismus schriftlich festzuhalten.¹ Welche Bedeutung diesem Aufruf hinsichtlich des Booms autobiographischer Texte nach dem Zweiten Weltkrieg zukommt, ist nicht eindeutig zu klären. Fest steht jedoch: die Deutschen kamen der Aufforderung ihres ersten Bundespräsidenten in so großer Zahl nach, dass der Historiker Walther Hubatsch acht Jahre später erstaunt mitteilen konnte, dass „die Zahl der seit dem Kriegsende in Deutschland erschienenen Erinnerungsliteratur trotz der Schwierigkeiten im Verlagswesen und Buchhandel alle Erwartungen übertroffen“ hatte.² Als Hubatsch 1954 die publizierte Memoirenliteratur einflussreicher Politiker und Militärs untersuchte, stellte er fest, dass sich diese als „erstaunlich reichhaltig und vielfältig“ erwies.³ Zwar kritisierte Hubatsch, dass die meisten dieser Autoren nicht die einschlägigen Fachpublikationen zur Kenntnis genommen hätten. Aber insgesamt bescheinigte er den untersuchten Memoiren, Tagebüchern, Erinnerungen und Autobiographien doch ein in der Regel „hohes Niveau“.⁴ Aufgabe des Historikers sei es nun, „den exakt verwertbaren Kern der Memoiren-Mitteilungen aus dem autobiographischen ... Rankenwerk herauszuheben“.⁵

Hubatsch ging noch davon aus, Vergangenheit aus Erinnerungen destillieren zu können. Historische Fakten sollten durch geschulte Historiker aus den publizierten Erinnerungen bekannter Persönlichkeiten wie Diamanten aus dem Flussschlamm gesiebt, gereinigt, untersucht und

Autobiographie-
Boom nach 1945

Autobiographien
als Quelle der
Geschichtswissenschaft

1 Jürgen C. Heß, Theodor Heuß und der Neubeginn liberaler Rhetorik. 1945/46, in: Heidelberg 1945, hg. v. Jürgen C. Heß/Hartmut Lehmann/Volker Sellin, Stuttgart 1996, S. 348-386, hier S. 359.

2 Walther Hubatsch, Deutsche Memoiren 1945-1953. Eine kritische Übersicht, Laupheim 1954, S. 5.

3 Ebd., S. 31.

4 Ebd., S. 10 und 31. Hubatsch stellte 39 Monographien in den Mittelpunkt seiner Untersuchung, vgl. das Verzeichnis S. 32f.

5 Ebd., S. 6.

falls für wertvoll befunden, schließlich veröffentlicht werden. Hubatsch sah im menschlichen Gedächtnis in erster Linie einen Speicher, in dem Erlebtes aufbewahrt wird. Wie die Ordnung in diesen Räumen aussah und hergestellt wurde und welche Bedeutung der Inhalt dieser Geheimkammern für die Persönlichkeit der Autoren hatte, interessierte Hubatsch weniger. Die moderne interdisziplinäre Gedächtnisforschung hat jedoch deutlich gemacht: „Für den Bereich des Bewußtseins eines individuellen Organismus ergibt sich eine vollständige Koinzidenz von Vergangenheit (als Objekt) und elaborierter Erinnerung. Das Konzept der Vergangenheit, das Phänomen der Erinnerung und das Schema der Erzählung verhalten sich dabei komplementär zueinander, stützen sich gegenseitig und stellen gemeinsam ... ein innerhalb des Bereichs der Kognition ausgebildetes logisches System dar.“⁶ Damit werden autobiographische Texte auch in anderer Hinsicht interessant: Wann, warum und in Anlehnung an welche narrative Muster werden Erinnerungen, Autobiographien, Tagebücher etc. geschrieben und publiziert? Werden die Texte zu verschiedenen Anlässen und verschiedenen Zeiten variiert? Was wird wiederholt, was wird weggelassen? Werden bestimmten Situationen, Ereignissen oder Entwicklungen dieselbe oder unterschiedliche Bedeutung zugemessen? Welche Gegenwart und welche Zukunftsentwürfe lassen die Texte erkennen? Kurzum: wie formiert sich das Selbst in diesen Erinnerungen?

Einige dieser Fragen aufgreifend, soll hier am Beispiel autobiographischer Schriften deutscher Liberaler untersucht werden, wie Individuen über persönliche Erinnerungen das Gedächtnis einer politischen Gruppe entwickeln konnten, das wiederum von der Geschichtswissenschaft aufgegriffen und wenig kritisch in historische Arbeiten integriert wurde. Publiizierte Erinnerungen von Politikern und Militärs gewannen in der Geschichtswissenschaft gerade nach dem Zweiten Weltkrieg trotz offizieller Geringschätzung „subjektiver Quellen“ einen hohen Stellenwert, da beschlagnahmte deutsche Akten

6 Gebhard Rusch, *Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte*. Von einem konstruktivistischen Standpunkt, Frankfurt am Main 1987, S. 399, zit.n. Siegfried J. Schmidt, *Gedächtnisforschungen: Positionen, Probleme, Perspektiven*, in: *Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung*, hg. v. Siegfried J. Schmidt, Frankfurt am Main 1991, S. 9-55, hier S. 38f.

sowie ausländische Quellenbestände nach 1945 für deutsche Historiker lange Zeit kaum zugänglich waren. Gerechtfertigt wurde dieser methodische Salto in der Geschichtswissenschaft mit der Auswahl der herangezogenen Erinnerungen und Memoirenliteratur, deren Autoren sich durch nennenswerte politische Einflussnahme oder anderweitige Prominenz ausweisen mussten. Zu dieser elitären Gruppe zählte der 1884 geborene Theodor Heuss zunächst keineswegs. Wurde er doch noch zu Beginn der zwanziger Jahren bei den Liberalen der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) als Kronprinz im Wartestand geführt. Erst 1924 gelang es ihm, ein Reichstagsmandat zu erlangen, das er mit Unterbrechungen sechs Jahre inne hatte. Bereits 1933 endete jedoch seine politische Karriere.

Dennoch gelang es dem Kreis um Theodor Heuss durch die konzertierte Veröffentlichung von autobiographischem Schrifttum frühzeitig, die Definitionsmacht über die Geschichte der Liberalen im Nationalsozialismus zu erlangen und Heuss zur Leitfigur des deutschen Liberalismus zu stilisieren. Um dies zu belegen, stehen im ersten Teil die Lage ehemaliger DDP/DStP-Politikerinnen und -Politiker von 1933 bis 1945 im Allgemeinen sowie das sog. „Ermächtigungsgesetz“ im Vordergrund. Im zweiten Teil wird auf die konkrete Lebenssituation einzelner Liberaler in der NS-Zeit eingegangen und aufgezeigt, wie sie diese Jahre in ihre Selbstdarstellung und letztlich auch in ihr Selbstverständnis miteinbezogen. Im dritten Abschnitt steht die Festigung des Erinnerungskartells dieser Gruppe im Mittelpunkt und im vierten Punkt wird der Rezeption der autobiographischen Literatur in der Forschung nachgegangen.

1. Zur Situation der Liberalen von 1933 bis in die ersten Nachkriegsjahre

Der Niedergang der Liberalen in der Weimarer Republik war beispiellos gewesen. Von dem beeindruckenden Wahlerfolg 1919, als die neugegründete DDP mit 75 Sitzen als drittstärkste Partei in die Nationalversammlung eingezogen war, blieb bald wenig übrig. 1930 war die Situation so ernst, dass der Vorstand der DDP handstreichartig die Fusion mit dem „Jungdeutschen Orden“ be-

Niedergang und
Auflösung der DStP

Einseitige Erinnerung. Sozialdemokratische Politikerinnen im Dritten Reich und in der Emigration

Der ehemalige sozialdemokratische Reichs- und Landtagsabgeordnete Wilhelm Keil¹ hatte sich 1933, wie er nach überstandener ‚Inneren Emigration‘ rückblickend schrieb, „durch die Schließung der Landtage und die Auflösung meiner Partei von jeder politischen Verpflichtung befreit“ gefühlt.² In seiner zweibändigen Autobiographie, die er bald nach Kriegsende verfasste, stellte er für das persönliche Verhalten von Sozialdemokraten im Dritten Reich „folgende Formel auf: Wir haben eine von drei Möglichkeiten zu wählen: „1. Selbstmord, 2. Emigration, 3. Im neuen Staat leben. Wer eins und zwei ablehnt, dem bleibt nur drei übrig. Ich für meinen Teil hielt es so. In dem Lande in dem ich geboren bin, blieb ich und ordnete mich dem Zwang der Tatsachen unter, ohne meine Gesinnung preiszugeben. Illegale politische Tätigkeit hielt ich für sinn- und nutzlos.“³ Keil gehörte zu den sozialdemokratischen Parteiführern, die sich für die dritte Möglichkeit entschieden hatten und das Ende des Regimes passiv abwarten wollten. Der 63-jährige widmete sich fortan hauptsächlich seinem Garten. Er blieb von Verfolgungen während der NS-Herrschaft weitgehend verschont und beteiligte sich nach 1945 im Alter von 75 Jahren an dem demokratischen Wiederaufbau in Württemberg. Von 1946 bis 1952 war er Präsident des Württemberg-badischen Landtags.

-
- 1 Wilhelm Keil (1870-1968) war von 1910 bis November 1932 SPD-Reichstagsabgeordneter und von 1900-1933 Abgeordneter im Württembergischen Landtag. 1919/20 wurde er Landtagspräsident; von November 1921 bis zum Juni 1923 war er württembergischer Arbeits- und Ernährungsminister; er war Fraktionsvorsitzender der SPD in Württemberg bis 1933. Von Beruf Drechsler war Keil schon vor der Jahrhundertwende hauptamtlicher Parteiredakteur und Parteifunktionär. Von 1896 bis 1930 leitete er die Redaktion der ‚Schwäbischen Tagwacht‘ des offiziellen Organs der württembergischen Sozialdemokratie in Stuttgart. Dort war er der Vorgesetzte des jungen Kurt Schumacher, der 1920 als politischer Redakteur in die Redaktion eintrat.
 - 2 *Wilhelm Keil*, *Erlebnisse eines Sozialdemokraten*, Bd. II, Stuttgart 1948, S. 510.
 - 3 *Ebd.*, S. 497f.

Die Formulierung, „im neuen Staat leben“ enthielt eine gewisse Anpassungsbereitschaft an das NS-Regime, die Keil bei allen, die in Deutschland blieben, voraussetzte. Seine Formel verkannte jedoch, dass nur wenigen Sozialdemokraten die Wahlmöglichkeit zwischen den von ihm postulierten drei Verhaltensweisen offen stand und dass es neben der Anpassungsbereitschaft, wie Keil sie lebte, noch andere Möglichkeiten gab. Keils dritte Rubrik war facettenreicher als von ihm angenommen; aber auch hinter seiner ersten und zweiten Rubrik standen vielfältige, von Fall zu Fall unterschiedliche Motive. Dies gilt vor allem, wenn man die Frauen betrachtet.

Louise Schroeder,
Toni Pfülf, Marie
Juchacz

Am Beispiel der Lebenswege dreier prominenter sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter – Louise Schroeder, Toni Pfülf und Marie Juchacz – will ich im Folgenden einen Einblick in die Bandbreite der Erfahrungen von Sozialdemokratinnen im Dritten Reich geben. Louise Schroeder blieb während des Dritten Reiches in Deutschland, Toni Pfülf, die 1933 an ihrer Partei verzweifelte, wählte den Freitod und Marie Juchacz entschied sich für die Emigration. Sozialdemokratische Memoirenschreiber wie Wilhelm Keil, Wilhelm Hoegner und Friedrich Stampfer gaben die Erfahrungen dieser Frauen im Dritten Reich entweder nur verkürzt oder verzerrt wieder, und die Parteiführung blendete sie in der unmittelbaren Nachkriegszeit weitgehend aus.

Zweierlei Emotionen? Sozialdemokratische Politikerinnen und Politiker vor dem Ermächtigungsgesetz

30. Januar 1933

Die Nachricht von der Ernennung Hitlers durch den Reichspräsidenten erreichte die SPD am Ende der Sitzung des sozialdemokratischen Parteivorstandes am 30. Januar 1933. Die Männer im Partei- und Fraktionsvorstand der SPD, der zweitstärksten Fraktion im Reichstag, stritten bis zuletzt über ihr Vorgehen bei einer drohenden Ernennung Hitlers. Am Vormittag des 30. Januar 1933 standen sich zwei Meinungen gegenüber: Der Fraktionsvorsitzende Rudolf Breitscheid war der Ansicht, man sollte abwarten, bis die Ernennung Hitlers tatsächlich ausgesprochen werde, während Siegfried Aufhäuser da-

für plädierte, Neuwahlen zu fordern, um den Massen ein Zeichen zu geben.⁴ Breitscheid vertraute darauf, dass Hitler die Verfassung akzeptieren werde und die SPD die von ihm geführte „verfassungsmäßige Rechtsregierung“ in der parlamentarischen Opposition bekämpfen müsse.⁵

Vor einem solchen legalistischen Denken wie es Breitscheid vertrat, hatte Toni Sender, die dem linken Flügel der SPD angehörte, schon im November 1932 gewarnt. Im Parteiausschuss hatte sie die Ansicht vertreten, es gelte aktiv für die Demokratie einzutreten. Die Sozialdemokratie müsse alle Möglichkeiten außerparlamentarischer Aktionen überprüfen, da sie andernfalls von anderen entfesselt würden: „Hüten wir uns davor“, so mahnte sie, „daß die Ereignisse einfach über uns hinweggehen.“⁶

Die Gründerin und Vorsitzende der Arbeiterwohlfahrt Marie Juchacz teilte Senders Befürchtungen. Sie wusste, dass ihre Organisation unter einer Hitlerregierung nicht fortbestehen konnte; deshalb setzte sie frühzeitig organisatorische, vermögensrechtliche und praktische Fragen auf die Tagesordnung ihrer Organisation.⁷ Sie dachte darüber nach, wie das Vermögen der Arbeiterwohlfahrt in Sicherheit zu bringen sei und wollte alle „Verbindungsmöglichkeiten, die uns in der Partei noch gegeben sind“, so weit wie möglich ausnutzen. Juchacz hoffte vor allem auf die Unterstützung durch sozialdemokratische Frauen: „Soviel ich aus den Versammlungen, die ich zur Wahlzeit hatte, entnehmen konnte, sind die Frauen, die wir erfaßt haben, außerordentlich zielbewußt und auch mutig und zu jeder Arbeit bereit.“⁸

Im Wahlkampf, der den Wahlen am 5. März vorausging, zeigte die NSDAP eine unerhörte Brutalität. Die SA hatte bereits damit begonnen, politische Gegner zu verhaften und auf offener Straße zu misshandeln.⁹ Sie

Ermächtigungsgesetz

4 *Hagen Schulze*, *Anpassung oder Widerstand?* Aus den Akten des Parteivorstandes der deutschen Sozialdemokratie. 1932/33, Bonn 1975, S. 132f.

5 Ebd., S. 145f.

6 Ebd., S. 37.

7 Ebd., S. 177.

8 Ebd.

9 Die Verhaftungen basierten auf der Verordnung zum Schutze des deutschen Volkes vom 4.2.1933. Sie stellten die ersten einschneidenden Behinderungen der Parteien dar, die mit der NSDAP im Wahlkampf konkurrierten, aber die Verordnungen hielten sich formell noch an rechtliche Garantien, wie an das Prinzip der richterlichen Nachprüfung behördlicher Eingriffe, an das faktisch jedoch wirkungslose Beschwerderecht bei übergeordneten Instanzen, sowie an die genaue Festlegung der Tatbestände. Diese Gewalttaten,

Christiane Eifert

Unternehmerinnen im Nationalsozialismus. Paula Busch und Käthe Kruse blicken zurück

Welche Auskünfte erhoffen wir, wenn wir nach dem Rückblick fragen, den Unternehmerinnen in ihren Autobiographien auf den Nationalsozialismus werfen? Welche Perspektiven, welche Repräsentationen, welche Gestaltung von Erinnerung erwarten wir? Es ist bekannt, dass die in autobiographischen Erzählungen angebotenen Lebensgeschichten „Konstruktionen eines perfekten sozialen Artefakts“ sind, dass sie nicht Erfahrungen, sondern „die ‚Offizialisierung‘ einer privaten Vorstellung vom eigenen Leben“ mitteilen.¹ Aufschluss über die Muster, mit deren Hilfe Erinnerung in eine Lebensgeschichte geformt wird, gewährt daher nicht die Frage nach wahr oder unwahr. Auskunft hierüber versprechen vielmehr Fragen nach der Art der gebotenen Inszenierung, nach dem jeweiligen Kontext, in den sich die Autobiographinnen platzieren, nach den von ihnen gebrauchten spezifischen Redeweisen. Aussagekräftig ist zudem, was thematisiert wird und „was zur Sprache kommen will“.² Bevor diese Fragen an die beiden ausgewählten Biographien von Paula Busch und Käthe Kruse gestellt werden können, ist erst einmal aus sozialgeschichtlicher Perspektive zu klären, was Unternehmerinnen auszeichnet, was sie von Unternehmern und was sie von anderen Frauen abhebt, welche spezifischen Darstellungsweisen als die ihren gelten, was also die Gruppe der Unternehmerinnen im Feld der Autobiographinnen konstituiert.

Unternehmerinnen stellen während des gesamten 20. Jahrhunderts keine vernachlässigbare Minderheit dar. Schon vor Beginn des Zweiten Weltkrieges kam im Deutschen Reich eine selbständig erwerbstätige Frau auf fünf ebensolche Männer. 1939 wurden knapp 500.000 selbständig erwerbstätige Frauen gezählt, von denen 129.000 einen Betrieb des produzierenden Gewerbes besaßen und

Unternehmerinnen

1 *Pierre Bourdieu*, Die biographische Illusion, in: BIOS 3 (1990), S. 75-81, Zitate S. 80.

2 *Philippe Lejeune*, Der Autobiographische Pakt, Frankfurt am Main 1994, S. 58.

leiteten, knapp 200.000 ein Unternehmen im Handel oder Dienstleistungssektor. Selbständig erwerbstätige Frauen und eben auch Unternehmerinnen sind daher im Nationalsozialismus keine Ausnahmerecheinung.

In ihrer Selbstdarstellung scheinen sich Unternehmerinnen nicht von Unternehmern zu unterscheiden. Wie ihre männlichen Kollegen präsentieren sie sich selbst als tatkräftige, energische, willensstarke, durchsetzungsfähige und zielorientierte Frauen. Sie zeigen sich dauerhaft aktiv, nicht allein aus einer Not der Stunde heraus. Dementsprechend übernehmen sie Verantwortung für ihren Betrieb und für ihre Beschäftigten. Unternehmerinnen stellen sich im Allgemeinen nicht als Opfer begrenzter Chancen und eingegrenzter Handlungsräume dar, sie zeichnen sich nicht als ohnmächtige Figuren auf von Männern bespielten Schachbrettern. In der Folge unterliegen Unternehmerinnen als Kapitalistinnen einem Generalverdacht der historischen Frauenforschung und sie unterliegen für die Epoche des Nationalsozialismus ausdrücklich einem Täterinnen-Verdacht. Unternehmerinnen im Nationalsozialismus stellen somit – im Hinblick auf heutige Vorannahmen – eine Herausforderung als zweifach unangepasste Personengruppe dar. Wie präsentieren sich diese Frauen im Rückblick für den Zeitraum des Nationalsozialismus?

Unternehmenshistoriografie

Um das Spezifische einer Unternehmerinnen-Aussage in den retrospektiven Aussagen über den Nationalsozialismus gewichten zu können, wäre ein Blick in Untersuchungen von Unternehmer-Autobiographien hilfreich. Leider gibt es solche Studien nicht. Und vor allem gibt es, soweit ich sehen kann, kaum Autobiographien, die Unternehmer in den 1950er Jahren über ihr Wirken während des Nationalsozialismus verfasst haben.³ Weder die Biographie-Forschung noch die Unternehmensgeschichtsschreibung haben diese Fragestellungen (und zwar nicht für Männer und erst recht nicht für Frauen) bearbeitet. Die Unternehmenshistoriografie beginnt gerade erst, die Unternehmensgeschichte und insbesondere das Verhalten von Unternehmern zwischen 1933 und

3 s. *Toni Pierenkemper*, Josef Neckermann (1912-1992) – Anmerkungen zur Autobiographie, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 1996/2, S. 235-245. Es gibt zudem Hinweise auf unveröffentlichte Memoiren, etwa die von *Ernst Poensgen*; s. *S. Jonathan Wiesen*, *Overcoming Nazism: Big Business, Public relations, and the Politics of Memory, 1945-50*, in: *Central European History* 29, 1997, S. 201-226, S. 211.

1945 aufzuarbeiten.⁴ Die Auseinandersetzungen über die in den letzten Jahren angelaufenen und vorgelegten Studien zur Geschichte deutscher Geldinstitute, Automobilfabriken oder Chemischer Industrien belegen die Brisanz des Themas ebenso wie jüngst der hochpeinliche Boykott des Entschädigungsfonds der deutschen Industrie für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, den einzelne Unternehmer betrieben. Die grundlegende Frage hat kürzlich Hans Mommsen noch einmal mit Nachdruck gestellt: „Konnten Unternehmer im Nationalsozialismus apolitisch bleiben?“ Mommsen hat diese Frage auch gleich selbst beantwortet: Die Vorstellung einer „Flucht in den Betrieb“, wie sie zuerst im Hinblick auf die Industriearbeiterschaft formuliert worden sei, gelte in ähnlicher Weise auch für die Betriebsleitungen. Festzustellen sei eine ausschließliche Fixierung auf den Bestand und das Überleben des Betriebes „um jeden Preis“, also auch um den Preis der Ausbeutung von Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen.⁵ Seine Argumentation noch weiter zuspitzend konstatierte er „eine weitgehende Konvergenz zwischen industriellen Interessen und Politik des Nazi-Regimes“ und hob als wesentliche Aufgabe hervor zu „begreifen, was anders sein muss, dass Industrieunternehmen sich in Grenzsituationen dieser Zumutungen zumindest zu erwehren versuchen. Und in den meisten Fällen ist ja nicht wahr, dass man den Versuch gemacht hat oder die Absicht gehabt hätte, sich der Zumutung zu erwehren, sondern sich eigentlich voll in die gesamtpolitische Linie etwa im ganzen Bereich der Arbeitsmarktpolitik begeben hat.“⁶

Ich will Mommsens Anregungen wie auch die Überlegungen der Biographie-Forschung aufnehmen und exemplarisch anhand zweier Autobiographien von mittelständischen Unternehmerinnen, die 1951 bzw. 1957 publiziert wurden, der Frage nachgehen, wie diese beiden Frauen ihre Lebensgeschichte für die Epoche des Nationalsozialismus präsentieren. Von zentraler Bedeutung

4 Deutsche Unternehmer zwischen Kriegswirtschaft und Wiederaufbau. Studien zur Erfahrungsbildung von Industrie-Eliten, hg. v. Paul Erker/Toni Pierenkemper, München 1999.

5 Hans Mommsen, Erfahrungen mit der Geschichte der Volkswagenwerk GmbH im Dritten Reich, in: Unternehmen im Nationalsozialismus, hg. v. Lothar Gall/Hans Pohl, München 1998, S. 45-54, 70.

6 Mommsen, Podiumsdiskussion, in: Unternehmen im NS, hg. v. Gall/Pohl, S. 130.

Sabine Schleiermacher

„Humanistisch, dem Menschen dienend, ist deshalb das Ethos des Arztberufes“.¹ Die Beschreibung des Nationalsozialismus in ärztlichen Autobiographien in der DDR

Ärztebiographien für die Öffentlichkeit

Erinnerungen von Ärzten, die im Kaiserreich aufgewachsen waren, in der Weimarer Republik oder in der Zeit des Nationalsozialismus studiert hatten sowie berufstätig waren, wurden auch in der DDR publiziert und mehrfach aufgelegt. Während „Ikonen“ der Medizin, wie der bekannte Chirurg Ferdinand Sauerbruch oder der Internist Theodor Brugsch,² mit ihren umfangreichen Selbstzeugnissen der Nachwelt ihre Bedeutung zu vermitteln suchten und zur eigenen Legendenbildung beitrugen, wollten die Herausgeber eines im Buchverlag „Der Morgen“ im Jahr 1972 erschienenen Sammelbandes ärztlicher Selbstzeugnisse einen anderen Weg beschreiten.³ Zwanzig Ärz-

Ärztliche Karrieren von der Weimarer Republik bis zur SBZ/DDR

-
- 1 Der Eid des Hippokrates. Ärzteerinnerungen aus vier Jahrhunderten. Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von *Barbara und Günter Albrecht*, ¹Berlin 1967, S. 7.
 - 2 *Ferdinand Sauerbruch*, Das war mein Leben. Bad Wörlshofen 1951. *Theodor Brugsch*, Arzt seit fünf Jahrzehnten. Geschichte einer Gelehrtenfamilie, ¹Berlin/DDR 1957, 1987, 2. Aufl. der Neuausgabe von 1986.
 - 3 In dem Zeitraum von 1967 bis 1974 erschienen in dem der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands zugehörigen Buchverlag „Der Morgen“ drei zusammenhängende Sammelbände ärztlicher Autobiographien, in denen autobiographische Selbstzeugnisse aus vier Jahrhunderten ärztlicher Tätigkeit zusammengetragen wurden: Der Eid des Hippokrates, ¹Berlin 1967, ²Berlin 1985 und Diagnosen. Ärzteerinnerungen aus dem 20. Jahrhundert, ¹Berlin 1974, 5. veränderte und durchgesehene Aufl. Berlin 1989, beide von den Journalisten *Günter und Barbara Albrecht* herausgegeben, sowie *Ärzte. Erinnerungen, Erlebnisse, Bekenntnisse*. ¹Berlin 1972, ⁶Berlin 1988; herausgegeben und kommentiert von *Günter Albrecht und Wolfgang Hartwig*. Im Folgenden beziehe ich mich ausschließlich auf den Band „Ärzte“ von 1972.

te, die zwischen 1878 und 1928 geboren und in der DDR tätig waren sowie in der medizinischen Öffentlichkeit einen größeren Bekanntheitsgrad genossen, sollten eine „autobiographische Einschätzung“ zur eigenen Person abgeben.⁴ Im Vorwort schrieben die Herausgeber: „In dieser neuen Anthologie sprechen Persönlichkeiten der medizinischen Wissenschaft und ihrer Nachbargebiete zu uns, deren Leben und Wirken durch die gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Geschehnisse und Umwälzungen in der ersten Jahrhunderthälfte geprägt wurde und das in der Deutschen Demokratischen Republik Erfüllung gefunden hat. Indem sie Erinnerungen, Erlebnisse und Bekenntnisse niederschrieben, lassen sie uns teilhaben an der Problematik ihrer Entscheidungen, an dem oft konfliktreichen Prozess des Ringens um eine neue Weltansicht, die zur Weltanschauung auf wissenschaftlicher Grundlage heranreifte ...“⁵

Im Folgenden wurden Selbstzeugnisse von Medizinerinnen präsentiert, die sich auf die Zeit des Nationalsozialismus und die Sowjetische Besatzungszone und DDR bezogen. Während ihres Studiums oder ihrer Berufstätigkeit hatten diese Ärztinnen und Ärzte Berufsverbot, rassistische Diskriminierung, politische Verfolgung oder Exil erlebt. Anschließend haben sie sich beim Aufbau des Gesundheitswesens in der Sowjetischen Besatzungszone und DDR sowie bei der Reorganisation der medizinischen Ausbildung in besonderer Weise engagiert.⁶ Die vorgestellten Autobiographien repräsentieren eine breite

4 Otto Prokop, Gedanken zur Frage, wie man sich autobiographisch einschätzen soll und wie nicht, und was noch im Fach zu tun ist, in: Ärzte, hg. v. Albrecht/Hartwig, S. 416-427.

5 Ärzte, hg. v. Albrecht/Hartwig, S. 7. Bis auf die Selbstdarstellung von Manfred von Ardenne, der Physik und Mathematik, jedoch nicht Medizin studiert hatte, werden ausschließlich Mediziner präsentiert.

6 Ende der 80er Jahre erschien eine andere, zweibändige Publikation ähnlichen inhaltlichen Zuschnittes, die sich aber ausschließlich der Nachkriegszeit widmete. Sie erschien im Dietz-Verlag und wurde von einer Arbeitsgruppe herausgegeben, deren Federführung der Leiter der Abteilung Gesundheitspolitik des ZK der SED hatte. Den politischen Zielsetzungen entsprechend, hatten sie zunächst den Aufbau eines „antifaschistischen“, demokratischen Gesundheitswesens (1945-1949) und später den Aufbau eines sozialistischen Gesundheitswesens zum Inhalt. Vgl. Im Dienst am Menschen. Erinnerungen an den Aufbau des neuen Gesundheitswesens 1945-1949, hg. v. Karl Seidel u.a., Berlin 1985. Im Dienst des Menschen. Erinnerungen an den Aufbau des sozialistischen Gesundheitswesens, hg. v. Karl Seidel u.a., Berlin 1989.

Auswahl. Es findet sich sowohl jener Arzt, der sich kommunistischer oder sozialistischer Ideologie verpflichtet sah, als auch der von nationalsozialistischer Rassegesetzgebung verfolgt. Aber auch der „bürgerliche“ Arzt ist zu finden, der von vermeintlich wissenschaftlichen und humanistischen Idealen geleitet in Opposition zum nationalsozialistischen Staat geraten war.⁷

Die Herausgeber dieser Publikation bewegten sich im Rahmen des Geschichtsdiskurses der DDR, der, folgt man dem Historiker Mario Keßler, auf eine „auf die Totalität der gesellschaftlichen Verhältnisse gerichtete Problemsicht“ ausgerichtet war. Die „Ergebnisse historischer Forschung und Reflexion“ bezogen sich, so Keßler in seiner Arbeit über in die DDR remigrierte Historiker, auf den Nutzen gesellschaftlichen Handelns „für den revolutionären Kampf“ und wurden dem entsprechend be- oder verurteilt.⁸ Leitendes Prinzip war die Parteilichkeit, die in der Frage nach den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sozialen Handelns gipfelte. Nach Keßler sahen sich die „meisten DDR Historiker ..., als Marxisten. Sie betonten, ihr Verständnis von Parteilichkeit habe nichts (oder nur wenig) mit einer Bindung an Parteiinstitutionen und noch weniger mit dem Zurechtbiegen von Fakten im Sinne eines geforderten parteiamtlichen Geschichtsbildes zu tun. Parteilichkeit bedeutete für sie, die jeweils dem historischen Fortschritt dienenden Kräfte zu erforschen und für sie im geschichtlichen Kontext Partei zu ergreifen.“⁹ Martin Sabrow formulierte dies zugespitzt so: „Der historische Herrschaftsdiskurs der DDR eskamotierte den Konflikt zwischen Sein und Sollen in der Erschließung der Vergangenheit und bürdete die Vereinbarung des Unvereinbaren den Historikern selbst auf.“¹⁰

Die Konsequenz dieses Vorgehens historischer Forschung war eine Einheit von Wissenschaft und Politik. Ein daraus resultierender historischer „Präsentismus“,

Intention der Herausgeber

Autobiographien als Beitrag zur Medizingeschichte

7 Zu nennen sind hier *Hanns Schwarz*, Existenzkampf unter den Bedingungen faschistischen Rassenwahns, in: *Ärzte*, hg. v. *Albrecht/Hartwig*, S. 41-90. *Theodor Brugsch*, Und wieder ist Krieg – Befreiung zu neuem Leben, in: *Ärzte*, S. 179-206.

8 *Mario Keßler*, Exilerfahrung in Wissenschaft und Politik. Remigrierte Historiker in der frühen DDR, Köln – Weimar – Wien 2001, S. 37.

9 *Keßler*, Exilerfahrung, S. 40.

10 Vgl. zum Begriff der Parteilichkeit auch Einleitung: Geschichtsdiskurs und Doktrindiskurs, hg. v. *Martin Sabrow*, in: *ders.*, Geschichte als Herrschaftsdiskurs: Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR, Köln u.a. 2000, S. 22.

Christine von Oertzen

Rückblick aus der Emigration: Die Akademikerinnen Erna Barschak (1888-1958), Susanne Engelmann (1885-1963?) und Lucie Adelsberger (1895-1971)

Wenn es um Rückblicke auf die Zeit des Nationalsozialismus und deren nachträgliche Deutung geht, ist damit historiographisch in erster Linie gemeint, anhand von autobiographischen Texten zu analysieren, wie eigene Erfahrungen, Verhaltensweisen und Ansichten während der Zeit des Nationalsozialismus nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Deutschland erinnert, vergessen, umgedeutet oder gerechtfertigt wurden oder werden mussten: Vor dem Hintergrund eines vorher nicht gekannten Ausmaßes an systematischen Verbrechen, die, wie es hieß, im Namen des eigenen Volkes verübt worden waren.

Wer aus Deutschland emigrieren musste, hatte sich mit solchen Fragen nicht herumzuschlagen. Die Brutalität der Ausgrenzung, Entrechtung und Verfolgung offenbarte für diejenigen, gegen die sie sich richtete, den Gewaltcharakter des Regimes unmittelbar, und die in der Emigration verfügbaren Informationen über den NS-Staat erwiesen sich auch im Nachhinein im Großen und Ganzen als valide.

Dennoch ist es sehr aufschlussreich, autobiographische Texte aus der Emigration über den Nationalsozialismus im Rückblick zu befragen und zu analysieren, in welcher Hinsicht die Zeit des Nationalsozialismus die Konstruktion der Biographien von Menschen, die emigrieren mussten, beeinflusste. Die gesellschaftliche Ausgrenzung riss allein äußerlich tiefe Brüche in Lebensentwürfe und -erwartungen, in persönliche und berufliche Bindungen und hatte – von psychischen und emotionalen Erschütterungen einmal ganz abgesehen – weitreichende und einschneidende Folgen für alle, die der Verfolgung durch das Regime ausgesetzt waren und aus Deutschland bzw. dem besetzten Europa fliehen mussten.

Die Analyse von (im weitesten Sinne) autobiographischen Texten aus der Emigration, die hier erfolgen soll, bezieht sich demnach auf einen deutlich anderen

Der „andere“ Rückblick auf den Nationalsozialismus

Kontext als die übrigen Aufsätze des vorliegenden Bandes. Der Beitrag kann jedoch dazu dienen, Ergebnisse über die Konstruktion nachkriegsdeutscher Biographien aus der Perspektive Emigrierter zu hinterfragen. Insbesondere fordert die Einbeziehung von Emigrantinnen in diesen Band dazu auf, darüber nachzudenken, was „Nationalsozialismus im Rückblick“ vor 1945 bedeuten konnte.

Die Forschung über Exil und Emigration ist von der Literaturwissenschaft ausgegangen. Dementsprechend viel ist über persönlich niedergelegte oder in Prosa und Lyrik verarbeitete Erfahrungen und Erinnerungen über die Zeit des Nationalsozialismus geschrieben worden.¹ Gerade in den letzten zwei Jahrzehnten hat zudem die Erinnerungsliteratur von Überlebenden des Holocaust einen großen Aufschwung erlebt; nach langen Jahren des Schweigens und der Verdrängung verspürten viele Autoren im Alter den Drang, das Erlebte mit einer Öffentlichkeit zu teilen, deren Interesse an Erinnerungen Überlebender mit jeder Generation zugenommen hat.²

Weibliche Exilierte, Emigrierte und Überlebende des Holocaust haben sich weit seltener zu Wort gemeldet als Männer.³ Während es insbesondere zahlreiche rückblickende autobiographische Äußerungen von männlichen Gelehrten über ihr Leben in Deutschland während des Nationalsozialismus und ihre Erfahrungen in der Emigration gibt, ist darüber, wie Akademikerinnen, die aus Deutschland fliehen mussten, über sich selbst und den Nationalsozialismus im Rückblick auf das „Dritte Reich“ nachdachten, wenig bekannt.⁴

Quellen- und Forschungslage

-
- 1 Einen guten Überblick über die Forschungen der letzten Jahre bietet hier: Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933-1945, hg. v. Hans-Dieter Krohn u.a., Darmstadt 1998, insbesondere Kapitel V.
 - 2 Zur Frage der derzeitigen „Memory Booms“ in Geschichtsforschung und Öffentlichkeit vgl. die Beiträge des Themenschwerpunktheftes „Memory“ von Werkstatt Geschichte 10 (2001), H. 31.
 - 3 Inwieweit insbesondere das „Überleben“ des Holocaust als männliche Erfahrung definiert ist, thematisiert Ruth Klüger in ihrem Buch „Weiter leben. Eine Jugend“. Sie habe sich als weibliche Auschwitzüberlebende ihrer Vergangenheit und ihres Leidens oft beraubt gefühlt, weil ihr niemand glauben wollte, dass sie als weibliche Jugendliche das Todeslager überlebt hatte, ebd., München 1997, S. 12 und 217. Vgl. auch *Different Voices: Women and the Holocaust*, hg. v. Carol Rittner/John K. Roth, New York 1993, insbes. S. XI f.
 - 4 Als besonders eindrückliches Beispiel sei hier genannt: Marie Jahoda, *Ich habe die Welt nicht verändert. Lebenserinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung*. Biographisches Interview mit Marie

In diesem Aufsatz sollen Publikationen von drei aus Deutschland emigrierten Akademikerinnen nach dem Zusammenhang von Erinnerung an den Nationalsozialismus und der Konstruktion von Biographien befragt werden. Bei den Autorinnen handelt es sich erstens um Erna Barschak, bis 1933 Professorin für Psychologie am berufspädagogischen Institut in Berlin; zweitens um Susanne Engelmann, bis 1933 Oberstudiendirektorin am Viktoria-Oberlyzeum in Berlin; und drittens um Lucie Adelsberger, Ärztin für Immunkrankheiten und Allergologie, bis 1933 beschäftigt am Robert-Koch-Institut in Berlin. Barschak emigrierte 1939 über England in die USA, Engelmann 1940 über die Türkei. Lucie Adelsberger kam 1947 als Überlebende des Vernichtungslagers Auschwitz von Holland aus nach New York. Alle drei Autorinnen waren ungefähr gleich alt, d.h. sie sind zwischen 1885 und 1895 geboren. Sie gehörten der ersten oder zweiten Generation von Studentinnen an, waren in Deutschland erfolgreich und gleichermaßen anerkannt in ihren Berufen und standen 1933 im Zenit ihrer Schaffenskraft. Allen drei gelang trotz ihres zum Zeitpunkt der Emigration fortgeschrittenen Alters der berufliche Anschluss in den USA. Keine von ihnen war verheiratet.⁵ Die Texte von Engelmann und Barschak, um die es im Folgenden geht, sind zwischen 1941 und 1945 entstanden und unmittelbar nach dem Kriegsende als Bücher zunächst auf dem amerikanischen Markt erschienen. Lucie Adelsbergers Rückblick „Auschwitz. Ein Tatsachenbericht“ kam 1956 auf Deutsch in Berlin heraus.⁶

Bei dem Übermaß an Energie, die es kostete, sich eine neue Existenz aufzubauen, waren jedwede Selbstreflexion, ihre schriftliche Niederlegung, noch mehr aber

Jahoda, Steffani Engler und Brigitte Hasenjürgen, Weinheim 2002; Anhaltspunkte bietet darüber hinaus *Christine Backhaus-Lautenschläger*, „... Und standen ihre Frau.“ Das Schicksal deutschsprachiger Emigrantinnen in den USA nach 1933, Pfaffenweiler 1991; vgl. ferner *Hiltrud Häntzschel*, Kritische Bemerkungen zur Erforschung der Wissenschaftsemigration unter geschlechterdifferenzierendem Blickwinkel, in: *Exilforschung* 14 (1996), S. 150-165. Vgl. auch *Harriet Pass Freidenreich*, Female, Jewish, Educated. The Lives of Central European University Women, Bloomington 2002, S. 163-195.

5 Zu den „stillen Verzichten“ verheirateter Akademikerinnen vgl. *Backhaus-Lautenschläger*, Und standen ihre Frau, S. 255 ff.

6 *Lucie Adelsberger*, Auschwitz. Ein Tatsachenbericht. Das Vermächtnis der Opfer für uns Juden und für alle Menschen, Berlin 1956.